

(Nachdruck verboten.)

5]

Sein Freund.

Erzählung von Wilhelm Senftleben.

Als Altmann wegging, begleitete ihn Lene noch bis zur Haustür, und Erna die Straße hinauf bis nahe an das Lokal, wo sie aber der vielen Männer wegen, die da zufrömten, schleunigst den Rückzug antrat. Auch aus den nächstliegenden Orten waren zu rascher Beratung die Arbeitskollegen hier zusammenberufen. Und sie kamen, Einzeln, in kleinen Gruppen, gestikulierend, auf einander einsprechend, oder stumm vor sich hinsinnend, doch alle einen Ausdruck von der besonderen Bedeutung des Tages im Gesicht.

Auch Heinrich kam in der Mitte einer kleinen Gruppe. Die war sehr lebhaft, und Heinrich führte das große Wort. Wie die paar Mann so waren, hatten sie bis jetzt im Wirtschaftshaus geseffen und sich an Getränk und Heinrichs Reden den Kopf erhitzt.

In den nächsten Tagen führte auch Heinrich in der Altmannschen Wohnung das große Wort. Wollte er Lene glauben machen, daß er mit zur Seele des Ganzen gehöre? Altmann, der sprach sich lieber mit seinen andern Kollegen darüber aus, was zu geschehen habe, denn Heinrich schien wohl viel Schneid zu haben, aber wenig ... was man die bessere Einsicht nennt.

Und wirklich, eines Tags schien bei Heinrich ein plötzlicher Umschlag einzutreten. Es war an ihn das Ersuchen gestellt worden, in einer andern Stadt Arbeit anzunehmen, um den Ort zu entlasten. Er wurde fuchsteufelswild. Nein, das that er nicht! Warum auch? In ein paar Tagen konnte ja hier am Ort die Arbeit schon wieder losgehen. Und hier war's ja so viel schöner! Ein paar faule Tage mehr schadeten ja nichts und — hinausschmeißen ließ er sich nicht.

Er blieb also. Zwei darauffolgende Tage und Nächte ließ er sich aber in seiner Wohnung gar nicht sehen. Lene mußte die Folgen davon am Sonnabend verspüren. Sie bekam von seiner Unterstützung, die er ausbezahlt erhalten hatte, nichts zu sehen, und die ihres Mannes reichte wohl die nächste Woche nicht hin und her.

Als Altmann am Montag von einer Besprechung mit seinen Kollegen nach Hause kam, sah er ein großes Paket auf dem Tisch liegen. Lene mochte wohl weg gewesen sein; sie zog sich eben ihr Jackett aus und nahm ihren Hut ab. Dann machte sie sich daran, das Paket anzubinden und den Inhalt auseinanderzulegen. Da war Arbeit — viel Arbeit. Und Lene wollte sie bewältigen; sie hatte sie sich geholt.

Altmanns Brust holte tief Atem. Ein Schleier legte sich für Augenblicke vor seine Augen. ... Dann trat er an Lene heran, und „Du bist doch meine Frau — Du paßt zu mir!“ kam's wie gepreßt und zugleich wie frohe Ueberzeugung aus ihm heraus.

Lene erwiderte fest seinen Händedruck. Doch sie wandte sich ab, und ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Verstimmt, wohl gar böß konnte es nicht sein. Nein, nein!

Andern Tags kündigte Altmann seiner Frau an, daß er dorthin gehen werde, wo man Heinrich habe hinschicken wollen. Lene wehrte sich sehr dagegen. Doch Altmann blieb fest.

„So geht's nich weiter“, sagte er. „Und Du darfst nich wieder so viel arbeiten. Wie lange kann's auch dauern? Ein paar Tage noch, dann is hier wieder Land und ich bin wieder da.“

„Aber Deine schöne Ordnung, die Du hier zu Hause hast ... Du wirst schon Heimweh bekommen.“

Darüber lächelte Altmann.

„Wenn's gar nich anders wär', holl' ich Dich nach. Wo der Arbeiter seine Arbeit hat, da is seine Heimat.“

Ja, ja! Ueber die kindischen Heimwehgefühle, die Altmann beherrschten, wenn er nach Feierabend auf der Bahnbrücke stand und den Zügen nachsah, die nicht einmal in seine Heimat fuhren, ist er hinweg. Er hat ein bißchen andres Leben kennen gelernt.

Doch als er reiste und im Zuge saß, in dem er sich früher manchmal so sehr hineingewünscht hatte, um weit, weit weg zu reisen von der großen Stadt, und hinausjah und wahr-

nahm, wie zwei weibliche Gestalten ihm winkten, und nochmals winkten, da sagte er sich: „Hierher willst Du doch bald wieder zurück!“

5.

Heinrich wurde wieder solide. Drei Tage waren es, seit Altmann fortgezogen. In dieser Zeit drückte er sich fast den ganzen Tag bei Lene in der Stube herum, sodas es dieser manchmal geradezu peinlich war. Und mußte er zu einer Besprechung mit seinen Kollegen 'mal auf einige Zeit weg, so kam er vollständig nüchtern nach Hause. „Und das soll bestimmt so bleiben“, erklärte er Lene gegenüber.

Am Morgen des vierten Tages nach Altmanns Begreife sagte er zu Lene: „Heut geh' ich wieder arbeiten.“

Diese machte erlaunte Augen. Halb lag eine Frage darin, halb glänzte Freude daraus hervor. Sie glaubte wohl, daß der Ausstand zu Ende wäre.

Heinrich ließ sie nicht lange im Zweifel. „Die verfluchte Zucht hätt' ich satt!“ schimpfte er. „Mit den paar Pfenn'gen, mit den man da abgespeißt wird, soll der Teufel auskom'n'. Das is 'n richt'ger Dreck. Ich war gestern beim Meister und der sagte mir: er sei froh, daß sich wenigstens ein Bernünft'ger unter den Streifenden finde; so weit würden sie bald alle sein. Na, ich den' auch, eh' sie sich aushungern lassen ...“

Lene war tief enttäuscht. Um die Hoffnung, ihren Mann bald wieder zu sehen, war sie ärmer. Heinrich gegenüber konnte sie jedoch nicht unterlassen, spottend ihre Ansicht dahin auszusprechen: „Sie waren doch aber so sehr dafür — für diesen Streif.“

Da warf sich Heinrich in die Brust und erklärte: „Wenn's einer ehrlich meint, so bin gewiß ich's! Kein Hund soll mehr ein Stück Brot von mir nehmen, wenn's nich so richtig von mir gehandelt is! Geh' ich, kommen noch andre — und bald arbeiten wir wieder alle, statt daß wir hungern. Kein Mensch pumpt einem ja noch was, weder in der Kneipe — noch ...“

Lene wußte, was kommen sollte. Sie konnte sich die Anspielung deuten. „Oh ... ich ...“ Aber sie stockte und wurde verlegen.

„So wie's jetzt is, is 'n Luderleben“, meinte Heinrich mit fast grimmig verzogener Miene. Es schien ihm wirklich recht schlecht und darum nahe zu gehen.

Gar eigene Gedanken bewegten Lene. Wohl kam es ihr tadelnswert vor, daß ein so junger, kräftiger, lediger Mensch wieder hinging und die Arbeit aufnahm, wo so viele verheiratete und ältere Kollegen unentwegt ihrer Sache treu blieben. Er beklagte sich doch sonst immer nach jedem Tagewerk über die Schusterei. Nun, es mochte wohl daher kommen, weil sich seine Gedanken mehr auf allerlei lose Streiche als auf ernste Sachen richteten. Ueber das Recht oder Unrecht seiner Handlungsweise dachte Lene nach einigen Augenblicken schon weniger nach. Ja, sie empfand wohl gar Zufriedenheit bei dem Gedanken, daß, wenn Heinrich nun auf Arbeit ging, wieder Ordnung in den kleinen Haushalt kommen würde. Er würde dann wieder bezahlen, wie's richtig ist. Dabei verzehte sie es sich ja durchaus nicht, daß er das jetzt bei einigermaßen gutem Willen von seiner Unterstützung auch schon konnte. Aber — that er's? Und darum eben war sie befriedigt von Heinrichs Nachricht, trotzdem ihr bei dem Gedanken bangte, was wohl ihr Mann zu seinem Freund und Kollegen sagen würde.

Ei, das ging ja schön lustig zu an den Abenden, die nun folgten. In seine Stammkneipe traute sich Heinrich jetzt schon darum nicht, weil er fürchtete, etwa dort sich aufhaltenden Kollegen unter die Augen zu treten. Hatte er doch so etwas wie Gewissensbisse. Dafür entschädigte er sich zu Hause, daß er sich von Erna Bier holen ließ und seine Harmonika wieder spielte, die viele Tage unberührt in einer Ecke gelegen hatte. Manchmal marlierte er sein Instrument über eine Stunde lang, und Erna sang dazu, was sie eben konnte, und Lene sumnte bei ihrer Arbeit vor sich hin. Nachher erzählte er noch Schurren und Geschichten, bis Schlafenszeit war.

Bemerkte Lene wohl die Blicke, die Heinrich ihr hin und wieder zuwarf? O ja, sie spürte sie sogar! Die braunten, daß ihre Wangen sich merklich röteten, und ihr ordentlich heiß

wurde. Zudringliche Blicke waren es, und unangenehme Situationen. Aber sonst weiter behelligte Heinrich sie nicht. Und darum hielt sie's für unangebracht, ihn zu meiden, so lange er nicht ausartete.

Er hat überhaupt Frauen gegenüber etwas Aufdringliches an sich, dachte Lene weiter, und manch' jungem Mädchen mag ja dieser Bursch angenehm erscheinen . . . Aber mir? Lene lachte im stillen. Dieser Gefahr die Stien zu bieten hielt sie für wohl möglich. Für wohl möglich? Lene zürnte mit sich. Daß sie sich wiederum und wiederum bei solch' unnützen Gedanken ertappte, ärgerte sie. Sie wollte ungeniert mit ihm verkehren, und sollte er sich zu weit vorwagen, so war's an der Zeit, ihm ihre Meinung über sein unstatthafes Wesen einmal grad heraus zu sagen.

Als Heinrich eines Abends Lene darauf hinwies, wie sie doch jetzt zu Hause „so richtig versaure“, und sie doch auch mal wieder hinausgehen und sich ein Vergnügen leisten solle, ihr Mann könne doch dagegen gar nichts haben, da sah sich Lene den Fuchs so von der Seite an. Der machte dabei ein ziemlich gleichgültiges Gesicht. So recht chrypsig, dachte sich Lene.

Und dann fing er an zu berichten, daß er einem Gesangverein beigetreten sei, der aus Arbeitern bestand, die mit seinen früheren Arbeitskollegen nicht in Berührung kamen; das heißt eigentlich, er wolle erst beitreten, er habe sich erst angemeldet, aber dieser Verein mache eine Fremserpartie . . . und da . . . nun, da habe er gedacht, es könne nichts schaden, wenn sie und Erna sich mal das Vergnügen leisteten und mitmachten. Billets habe er bereits besorgt.

„Recht vorzorglich!“ sagte Lene und lächelte, weil sie dachte, ihm das für seine Zuborkommenheit schuldig zu sein. „Aber ich mach' nicht mit!“

„Bitte — doch, Mutterle — doch!“ schmeichelte Erna, die dem Ganzen mit zugehört hatte.

Dies brachte Lene einen andren Gedanken bei. Mit ihrem Kind? Nun, warum nicht! Wenn sie Erna bei sich hatte, brauchte sie nicht zu fürchten, daß die Leute sie bereden würden; ihr Kind konnte ihr auch so eine Art Schutzengel gegen etwaige hinterlistige Absichten Heinrichs sein. Ein gewisses Sehnsuchtsgefühl nach irgend einer Zerstreuung, wenn auch noch so gering, war stark genug, sie im Innern zu bewegen, das Anerbieten Heinrichs doch anzunehmen, um so Erna und sich einen vergnügten Tag unter frohen Menschen zu bereiten.

Darum sprach sie, zwar zögernd: „Na, Erna zu Liebe wäre ich nicht abgeneigt. Aber sind auch Kinder im Alter Ernas bei, damit sie mit diesen spielen kann?“

„Massenhaft!“ lachte Heinrich. Er freute sich sehr, daß Lene so leicht umgestimmt worden war, und faßte es als einen Sieg seinerseits auf. Was sollte es auch anders sein? Sein Einfluß hatte auf sie eingewirkt und sie gefügig gemacht, wenn sie sich auch erst dagegen gewehrt. Die liebe Eitelkeit führte Heinrich zu dieser Täuschung.

„Is denn auch vielleicht noch 'ne Bekannte mit von der Partie, so 'ne Person, die ich kenne?“ erkundigte sich Lene weiter.

Als Heinrich den Namen einer ihr näher bekannten Frau nannte, die sie immer sehr nett gefunden, war sie endgültig bereit, mitzumachen, und nahm die ihr hingereichten Billets an sich.

War dieser Entschluß auch nicht übereilt? So fragte sich Lene selbstquälend wohl nachher mehrmals. Und als sie dann am Morgen des Tages, wo die Partie stattfand, in frischgestärkter weißer Bluse, einen einfachen, mit rotem Band und roter Blume geschmückten Strohhut auf dem Kopf, hoch oben auf dem Wagen saß, da schalt sie sich eine leichtfertige Frau, die nicht wisse, was sich schickt, was sie einem so guten Mann, wie Altmann, schuldig sei.

Wenn sie etwas mit sich versöhnen konnte, so war es der frohe, lachende Ausdruck in Ernas Gesicht. Das Kind war glücklich, in einem Wagen zu sitzen, und das war kein Karussellwagen, sondern da waren große Pferde vorgespannt, und in ihm konnte sie weit in den Wald hinausfahren. Solch' ein Vergnügen kam im Jahr nicht zweimal vor.

Heinrich saß Lene gegenüber. Er hatte seine Harmonika mitgenommen, und als sich die Wagen in Bewegung setzten, erkönte das „liebe „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ — und sie zogen doch nur vom Dorf in den Wald.

Bald „proftete“ man sich gegenseitig zu, denn so ein kleines Bläschen mußte ja jeder mithaben. Heinrich war un-

ermüdtlich im Spiel. Die Gesellschaft war in bester Stimmung. Auch Lene wurde, je weiter es hinausging, von der allgemeinen Lustigkeit angesteckt und scherzte und lachte froh und ungezwungen.

Am Bestimmungsort angelangt, zerstreute sich die Gesellschaft nach einer Erquickung im Lokal gruppenweise im Walde. Hierbei merkte Lene wohl, daß Heinrich sich in ihrer Nähe zu halten suchte.

Sie ging diesen Annäherungsversuchen dadurch aus dem Wege, daß sie an allen allgemeinen Spielen, die arrangiert wurden, teilnahm. Im größten Gausen war sie stets zu finden. Als ob sie in diesem Trubel förmlich aufging, so tollte sie mit den andern Festteilnehmern auf dem grünen Rasenplatz, der inmitten einer Pflanzung im Walde sich ausbreitete, umher. Aber am liebsten war sie bei den Kindern und leitete deren Spiele. „Tante, Tante!“ ertönte es dann aus frischen Kehlen von allen Seiten. Hinter den Bäumen duckten sich die Kleinen, vom Spiel erhitzten Korbolde und lachten und kicherten. Und sie haschte sie. Es war allgemeiner Jubel.

„Spieltante!“ lachte Heinrich. Er trat auf sie zu, sich den Schweiß vom Gesicht wischend, denn er war viel gerannt. Ihn hatten die erwachsenen Mädchen, die mit von der Partie waren, einsangen sollen. Doch es war ihnen nicht geglückt. Wie ein Hirsch war er zwischen den Bäumen hindurchgeschossen, so daß die vielen jungen, elastischen, jedoch rothbeimerten Beine ihm nicht folgen konnten. Das Treiben hörte auch auf, als einer von den flatternden hellen Kattunröcken an einem hervorstehenden Ast einer jungen Kiefer aufgeschlitzt wurde und nun traurig wie eine zerfetzte Fahne am Körper herabhing.

Heinrichs Mitleid erregte das nicht. Er stand jetzt vor Lene, und seine Blicke bohrten sich ordentlich in ihre Augen, als er sagte: „'n bißchen ausruh'n könnten wir uns jetzt aber auch. Da unten“ — und er zeigte einen einsameren Waldweg hinunter — „da is 'n stilles Fleckchen. Komm' Sie mit?“

Er wollte sie vertraulich am Arm fassen. Sie ruckte sich. Ihre Erregung vom Spiel stieg noch durch diese an sie gerichteten Worte. Sollte sie mehr empört sein über die Ungeniertheit, mit der er hier vor allen Leuten mit ihr zu verkehren gedachte, oder über die Dreistigkeit, von ihr zu glauben, daß sie seinen Lockungen nachgeben würde?

„Geh'n Sie doch wieder zu den jungen Mädchen — die geh'n gern mit Ihnen,“ sagte Lene endlich, und gab sich dabei Mühe, einen leichten Ton anzuschlagen.

Heinrich lachte unbändig. Jetzt faßte er die Bemerkung wahrhaftig so auf, als ob sie der Eifersucht entsprungen wäre. Ja, richtig'ge Eifersucht war's, die aus Lene sprach. O, nun wollte er sie schon kriegen. Es faß doch ein wahrer Teufel in ihm, der ihn dem Weibe nachdrängte.

Er beugte sich zu ihr herab, und wie selbstverständlich klangen die Worte: „Ne, grade wir beide wollen zusammengeh'n.“

Lene wollte schon grob werden, ganz entschieden grob, doch es war gut, daß sie erst einen Blick seitwärts that. Da sah sie die ihr bekannte Frau neugierige Blicke auf Heinrich und sich richten. Ja, die Frau, die sonst so nett, hatte sogar eine gute Nachbarin mit auf die beiden aufmerksam gemacht.

Das war ja eine schöne Geschichte! Nun wurde schließlich gar noch über etwas gesprochen, was nicht einmal wahr war. Sie ging still von Heinrich weg. Ihr Verger richtete sich im Augenblick jedoch mehr gegen die Neugier, die im Unscheinbarsten schon einen Fehltritt zu bemerken glaubt, als gegen Heinrich.

Jetzt, wo sie nicht mehr im Bann seiner Augen war, wurde sie wie gewöhnlich wieder ruhiger. Seine heißen Blicke hatten ihr heute allerdings mehr wie sonst verraten, auf was er wohl eigentlich auszugehen schien, aber allein, hatte sie die vollkommene Herrschaft über ihre Gefühle wieder und dünkte sich stark genug, ihn ferner in den Grenzen zu halten, in denen er sich doch auch bis jetzt bewegt. Man muß ja schließlich nicht gleich beleidigen, um Aufdringlichkeiten von sich abzumehren, dachte sie sich. Eigentlich, wie viel besser wäre es, wenn ihr Mann bald wieder käme. Sie wollte auch morgen gleich eine große Unterlassungssünde wieder gut machen und einmal an ihn schreiben. Das nahm sie sich vor. Von heute besonders wollte sie berichten; allerdings nichts von Heinrich.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vormärzliches Leben in Berlin.

Unter Friedrich Wilhelm III. hatte Berlin vorzugsweise das Gepräge einer Hofstadt gehabt. Das Aeußere der Stadt war nicht besonders bezaubernd: niedrige Häuser, ein gräßliches holpriges Pflaster, stinkende Rinnsteine und daneben gehäufte Schmutz, in den Straßen arbeitende Handwerker, unter denen die berühmten Holzhäcker die zahlreichste Zunft waren, und abends kaum eine Beleuchtung der Straßen, so daß man sich nur mit eigener Laterne hinauswagen konnte — dies war das äußere und wenig hoffärtliche Bild des vormärzlichen Berlin. Dafür nährte sich Berlin geistig desto mehr von dem Lakaientatfisch, der von Hofe für den biedereren Bürger abfiel. Andre öffentlichen Gesprächsstoff gab es kaum.

Das Leben des Hofes war damals noch ziemlich einfach; dennoch verlieh es der Aristokratie gegenüber dem Bürger Glanz genug. Der Hofadel war nur teilweise begütert, aber durch geschickte Bevorzugung mächtig gegenüber den Bürgern. Das Heer und die höheren Beamtenstellen waren in seinen Händen. Diese Hofaristokratie hatte ihre Feste und glänzenden Wohnungen. Wenn die prächtigen Karossen die Linden entlang fuhren, oder die Hofjunker zu Fuß oder zu Ross mit den Damen in der Mittagssonne im Tiergarten schön tanzten, schaute der Bürger mit aufgerissenem Munde beglückt zu. Mit der Aristokratie vermengte sich die höhere Bürokratie sowie das Militär, dessen Offiziersstellen fast ausschließlich mit Adligen besetzt waren. Neben dieser Aristokratie des Hofes, Militärs und Beamtentums schwärmte in Berlin noch ein ganzes Heer von Hof- und Geheimräten herum, welches sich von dem eigentlichen Junkertum abgefordert hatte. Die Unzufriedenheit mit diesem und mit den Zuständen der Zeit ließen in dem Kreise allmählich eine abgeblakte Opposition aufkommen, die „Opposition der guten Gesellschaft“, die sich auf literarischen und künstlerischen Gebiete kund that. Diese Hof- und Geheimräte vermischten sich in dem Maße, wie sie sich von dem Junkertum abgestoßen fühlten, mit der Gelehrten- und Künstlerkaste und dem reichen Handelsstande. Sie scharten sich zu einem großen Kreise, dessen Mittelpunkt die Universität und die Theater waren. Sie wärmten sich an der Sonne Goethes, der Klassicität und der Romantik, ohne den Gebrechen der Zeit viel mehr als ein gelegentliches Wort des Tadels zu widmen. Die Meyer, Rachel Levy, die Herz, Barnhagen von Ense, Humboldt, Mattiasch, Zffland, Ungelmann sind Namen, die uns aus diesem schöngestig-liberalen Kreise bekannt geblieben sind.

Ohne alle Verbindung mit jenen lebte der „Mittelstand“ dahin, das behäbige Berliner Bürgertum, die Weißbier-Philisterei. Der vormärzliche Berliner Bürger war geistig beschränkt und kannte nichts als die materiellen Interessen seines Gewerbes. Woher sollte er auch die Bildung nehmen in einer Zeit, da der bleierne Druck der Censur und der behördlichen Bevormundung auf Literatur, Erziehungsweisen, Wissenschaft, Kunst, öffentlichem und Privatleben lag.

Dieses Berliner Bürgertum setzte sich vornehmlich zusammen aus jenen Sechser-Kentiers, die ihr Gewerbe aufgegeben hatten, nachdem sie so viel erworben, daß sie sich ein Haus kaufen und zu Hausbesitzern avancieren konnten. Ihr Leitblatt war die Tante Voh, deren politische Weisheit sie an jedem Morgen mühselig ausbuchstabierten. Dann hüteten sie die Pumpe im Hofe vor zu großer Abnutzung, den Rinnstein vor dem Hause vor Verstopfung, drangsalirten die Mieter und lagen die verbleibende Tageszeit im Fenster, um sich mit der Betrachtung des friedlichen Straßenlebens die Zeit zu vertreiben. Kam aber der Abend, so nahm der gute Bürger Hut und Stod, zündete die Pfeife an und ging würdevoll ein paar Straßenecken weit in die „Tabagie“ mit Garten und Regelpolter. Dort saßen die braven Bürger reihenweise bei Weißbier und führten tiefsinnige Gespräche, wobei sie dem Handwerker herablassend erlaubten mitzureden. Thema waren die „Staats- und gelehrten Sachen“, über welche die „Vossin“ geschrieben hatte. Und während Weißbier- und Kümmeledunst, Tabakqualm und Regelpolter das niedrige Lokal durchzogen, gab der Bürger seine Meinung kund, und oft kam's zu hitzigen Streitigkeiten. Doch ging er mit seinen politischen Emissionen niemals über die Grenzen hinaus, welche dem Musterbürger durch die löbliche Polizei gezogen waren. Denn am Tische saß der Herr Bezirks-Polizeikommissar oder sein Sergeant in eigener Person und vor niemand unter der Sonne hatte der Bürger und Hauseigentümer Berlins mehr Respekt als vor diesen beiden. Der Kommissar hielt ihm nicht nur strengstens an, zweimal wöchentlich den Rinnstein zu reinigen, er konnte ihm auch sonst „unangenehm“ werden. Damals durfte der Bürger Berlins nicht nur nichts die Stadt verlassen, denn an den Thoren würde eine strenge Kontrolle geübt. Wollte jemand verreisen, so bedurfte er zum Paß einen Schein vom Mevior-Kommissarius und dieser konnte ihm so viele Schwierigkeiten in den Weg legen, daß es ihm einfach unmöglich wurde, Berlin zu verlassen. Bekam der Bürger Besuch von einer answärtigen Nichte oder Tante, wehe, wenn der Kommissar sich ihrem Aufentsatze widersetzte. Wollte der Bürger das „gefährliche“ Tabakrauchen unangefochten auf der Straße üben, so mußte er die Gunft des Kommissars besitzen. Man sieht, der Kommissar war ein mächtiger Mann und es begreift sich schon, daß der brave

Bürger vor ihm froh und sich seiner Meinung auch hinter der „Weissen“ demütig unterordnete.

Die Volksmasse Berlins hatte diesen Schichten direkt entgegen-gesetzte Lebensinteressen. Zwar war die aus Proletariern und verarmten Handwerkern gebildete Bevölkerungsschicht nicht im entferntesten so zahlreich als in unsren Tagen, doch war sie für die Ausdehnung Berlins immerhin schon zahlreich genug. In den letzten Jahren der vormärzlichen Zeit hatte die Verarmung selbständiger Handwerker erschreckend zugenommen, und der Niedergang des Handels und der Industrie hatte ein bedeutendes Heer Arbeitsloser, welches sich aus Tagelöhnern und Fabrikarbeitern zusammensetzte, geschaffen. Diese Masse trieb sich in den Straßen Berlins umher, und ihre kurrerender Magen rief immer lauter nach Brot. Dabei nahm die Not rasch überhand. Als die Kartoffelkrankheit das Hauptnahrungsmittel der Armen zerstörte, kam es 1847 zu den bekannten Brotkrawallen, wobei das Volk die Wädelröden flürmte. Zwar wurde der Mangel unterdrückt und die „Nadelstiche“ erst in die Stadtvogtei, dann in die Zuchthäuser gesteckt, aber das Elend war natürlich nicht aus der Welt geschafft. Vielmehr nahm es zu und die Zahl der Arbeitslosen wurde fast täglich vermehrt durch die Tagelöhner aus den kleinen Städten, die mit der vagen Hoffnung nach Berlin kamen, hier eher Brot zu finden als in dem Elend der Kleinstadt.

Diese beschäftigungslose dumpf harrende Masse hatte bisher in dem öffentlichen Leben — soweit man von einem solchen in dem vormärzlichen Berlin überhaupt reden konnte — keine Rolle gespielt. Bei Feuertreibungen, bei Straßeneignissen, bei militärischen Schaustücken und dann, einmal in jedem Jahre, als Gipfel aller Volksfeste, beim Stralauer Fischzug hatte das Volk im Vordergrund gestanden. Sonst war es als „Voll“ nie hervorgetreten. Einzelne Typen hatten über Berlins Weichbild hinaus Bekanntheit bekommen. So der Berliner Schusterjunge mit seinem schnoddrigen Wig, die trahelnsüchtige Hölzerin, der melancholische Erlenfischer, das Berliner Dienstmädchen. Glasbrenner und andre hatten dem Wig dieser Typen Nützlich gegeben und sie waren in ganz Deutschland bekannt geworden. Doch das waren nur harmlose Witze gewesen, die auf öffentliche Vorgänge keinen Bezug nahmen.

Die politische Verbitterung und die sociale Not bewirkten jetzt im Charakter dieser Volksmasse große Aenderungen. Der harmlose Wig wurde zu spitziger Grobheit und richtete sich gegen die öffentlichen Zustände. Selbst Glasbrenners Witz merkt man die Wandlung noch heute an, und der harmlose Lohwitz dieser Feste begann unter unbedeutender Form höheren politischen und socialen Interessen zu dienen.

Zu der Entwicklung des öffentlichen Lebens des Volkes in Berlin hatten zwei Dinge wesentlich beigetragen. Zunächst die Eisenbahnen. Die Eröffnung der Eisenbahnen brachte einen gesteigerten Fremdenverkehr und riß Berlin aus der Abgeschlossenheit, in der es sich gleich andren Städten befand. Man fühlte neue Interessen aufstehen, man fühlte sich verbunden mit den Massen draußen; die zuströmenden Fremden brachten neue Ideen, unter denen die angebotene Saen vor dem, was von jeher gewesen war, auch in den naiven Massen zerram.

Der andre Umstand, der das öffentliche Leben zu lauten Schlägen weckte, war die Einführung fremder Brauereien in und um Berlin, welche große Bierlokale schufen, in denen sich die Bürgerschaft erst zum Biere, dann zur Diskussion öffentlicher Zustände zusammensand. Anfangs kamen die Weißbierphilister von des bairischen Bieres halber, dann aber um der hitzigen Debatten willen. Und in den großen Lokalen, wo viele zusammensaßen und wo man die am andern Tisch Sitzenden nicht kannte, wo auch der Herr Polizeikommissar nicht gescheut zu werden brauchte, dort konnte man ganz anders reden, als in der niedrigen Weißbierstube, wo jedes Wort belauscht wurde. Mit der Viertelskritik wuchs die Lust an der Kritik überhaupt und die „Anrosche“. In den zahlreichen neu entstandenen bairischen Bierhallen bei Leh, Pipp, Lange, Plügg, Wallmiller, Walter, Prell ging's hoch her. Die Tabakpfeife, das Sinnbild behaglichen Lebens, trat zurück vor der Cigarre, die nunmehr in aller Munde war. Es gab jetzt ein reges Leben. Der Einzelne trat aus der Enge des Hauses heraus, und wie das Volk sich regte, that dies auch seine Wirkung auf die „oberen“ Klassen. Der Bürger rührte sich. Neben den großen Bierlokalen gab es einzelne Weinstuben, die die Herde ägender Kritik der vormärzlichen Aindständigkeit wurden. Unter ihnen erhob sich namentlich Druckers Weinstube zu hoher Bekanntheit. Der dasthafte mit Spreewasser und faurem Wein getaufte Wig feierte hier wahre Orgien, wenn er die öffentlichen Zustände durchschellte.

Auch die Konditoreien bekamen jetzt erhöhte Bedeutung. Im Leben des vormärzlichen Berlin waren sie harmlose Lesekabinette gewesen, in denen man den Gaumen mit Kuchen und Kaffee, den Geist mit Literaturblättern ergögte. Der langsam heranwachsende politische und sociale Oppositionsgeist änderte jetzt den friedfertigen Charakter der Konditoreien. Zunächst vergrößerte sich ihre Zahl, und bald fand man selbst in den kleinsten Winkel-Kuchenbäckereien Tagesblätter aller Art. Die bedeutenderen Konditoreien wurden Lesekabinette großen Stils. Die besuchtesten Konditoreien waren die Stehelsche, in deren rotem Zimmer sich die älteren Berliner Literaten, Professoren, Schauspieler zusammenfanden und beim Polkittieren oft einen gewaltigen Kärm machten; die Kranzlersche, bevorzugt von der Aristokratie und den Offizieren; die Jostische, besucht namentlich von der feineren Beamten-

welt; Courtius' Konditorei, der Sammelpunkt der Kaufmanns- und Spekulantentwelt, und schließlich die kleine Konditorei von Spargnapani, die den ganzen Tag von jungen Litteraten und Ausländern belebt wurde. Dort verkehrte das Publikum, von welchem die löbliche Behörde, nach Heine, zu sagen pflegte:

Ausländer, Fremde sind es zumeist;
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion; dergleichen Sünder
Sind selten eig'ne Landesfinder.

In das Zeitungswesen wie in die ganze Litteratur kam ein frischer Zug. Das Litteratentum war gezwungen, dem neuen Geiste entgegenzukommen, trotz Censur und Polizei. Selbst Glasbrenner muß in den Hefen: „Berlin wie es ist und trinkt“ seine Unmittelbarkeit stellen und Schwung in seine Wäge bringen.

Das Vereinsleben blühte auf, getragen von den Handwerkern. Die Handwerkervereine in der Jakobstraße und der Johannisstraße weiteten in Abhalten bildender Vorträge, die, alle Gebiete des Wissens umfassend, immer wieder politische Anspielungen brachten. Der eine hatte eine Bibliothek von 800 Bänden. Die Landfahrten im Sommer nach Tempelhof, Weissensee, Treptow, die Festlichkeiten im Winter wurden zu wahren Völkerwanderungen und Massenansammlungen.

Alle Achtung vor dem Ueberkommenen schwand, und schließlich ging die Kühnheit des erlarkenden Volksgenies so weit, daß in den Zelten draußen die erste Volksversammlung stattfand. Und die vorwärtlichen Behörden wagten nicht sie zu hindern.

Dieses Leben war der Boden für die Märzereignisse von 1848. — E. R.

Kleines Feuilleton.

Wienensünde. Der Specht ist ein großer Wienensünd. Zwar zeigt er sich nur auf Wienensänden, die in der Nähe des Waldes liegen, richtet dort aber um so größeren Schaden an. Kehnlich wie die Meise klopft er, natürlich stärker, an den Wienensod, bis durch das Geräusch gestört eine Biene nach der andren zum Flugloch herauskommt, die er dann als willkommenen Lederbissen verpeißt. In die Strohförbe hadt er sogar Löcher mit seinem Schnabel, wenn sie nicht mit Stroh umhüllt sind, und holt sich durch dieselben eine Biene nach der andren heraus. Die Maus ist den Wienern nur im Winter gefährlich, im Sommer dagegen verirrt sie sich nicht so leicht in einen Wienensod. Wenn im Herbst die kühlen Nächte eintreten, und die Mäuse Schutz vor der Kälte in den Gebäuden suchen, dann muß der Wienenzüchter Mäusefallen im Wienenshause aufstellen oder vergifteten Weizen streuen, um sich der bienensündlichen Mäuse zu entledigen. Die Fluglöcher müssen im Winter so enge gemacht werden, daß keine Maus hindurch kann; sind sie aber einmal in den Wienensode, so nagen sie an den Honig- und Wachsstafeln und stören die Wienern in ihrer Winterruhe; richten sogar ihr Nest im Stode, und man findet im Frühjahr anstatt des lebenden Wienensvolkes eine zahlreiche Mäusefamilie. Die Wachsmotte ist eines der bienensündlichsten Insekten, das durch seine Larven bedeutenden Schaden anrichtet kann. Vom zeitigsten Frühjahr bis spät in den Herbst hinein sieht man des Abends in der Dämmerung die Wachsmotten um die Fluglöcher schwirren. Sie legen ihre kleinen, runden blaugelben Eier in die Wachsellen, in das Gemülle und in die Schlupfwinkel in und an dem Stode ab. Die aus den Eiern entstehenden Maden fressen sich sehr bald in die Wachsband der Zelle ein und schütten sich in ihrem silzigen Gespinnst gegen die Angriffe der Wienern. Bei schwachen Völkern, die sich dieser lästigen Gäste nicht erwehren können, ist das Pestlöschungswerk in kurzer Zeit vollendet und der ganze Wabenbau vernichtet. Sobald dann die Wienern merken, daß sie über dieses Ungeziefer nicht mehr Herr werden können und man ihnen nicht zu Hilfe kommt, verlassen sie ihre verwißtete Wohnung und ziehen als sogenannte Wottenschwärme aus, um sich bei andren Stöden einzubetteln. Wesfängen dieser Schädlinge durch eine in der Nähe der Stöde aufgestellte Schüssel Del mit darin schwimmendem, brennendem Docht ist das beste Mittel. —

Theater.

Wolzogens Buntes Theater. Gastspiel der Japaner. Aus den nüchternen Männen des Central-Theaters ist die Gruppe Kawalamis und der Sada Yacco in das glänzende, für die farbigen Bühnenbilder der Japaner wie geschaffene Hans Wolzogens einstuweilen übergesiedelt. Es hieß, sie würden die Gerichtsscene aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ in japanischer Uebertragung zur Aufführung bringen. Aber Herr v. Wolzogen rektifizirte die Ankündigung. Das Stück, welches die Troupe spielen würde, sei, wie er selbst erst nachträglich erfahren habe, altjapanischen Ursprungs dabei freilich jener Gerichts-scene des Shakespeareschen Schauspiel zum Verwechseln ähnlich. Hier wie dort verlange ein Bucherer auf Grund eines unterschriebenen Vertrages, daß er einem zahlungsunfähigen, verhafteten Schuldner ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen anschnneiden dürfe, und hier wie dort werde sein „Neck!“ durch die listige juristische Kautel einer edlen Frau zu Schanden gemacht. Ausbedungen habe der

Bucherer nur ein ganz bestimmtes Gewicht des Fleisches; jedes Ausgleiten des Messers über die festgezogene Linie hinaus sei dann aber eine sträfliche Rechtsüberechreitung und mit dem Tod zu ahnden. Wenn da nicht eine Mystifikation vorliegt, so wäre diese Ueber-einstimmung der Fabel jedenfalls ein äußerst interessantes Problem bergleichender Litteraturgeschichte.

Die Vorstellung selbst machte keinen besonderen Eindruck. Das Pantomimische, durch welches die Japaner sonst wirken, trat hinter ungewöhnlich langen Reden allzu sehr zurück, oder litt, wie in den fortwährenden wilden Witausbrüchen des von Kawakami gespielten Bucherers, an Eintönigkeit.

Um so reizvoller war die kleine Zugabe, die dem Hauptstück folgte. Ein Holzschmiger hat eine Frauenfigur geschaffen, in die er sich — es ist die Geschichte der schönen Galatee — verliebt und die unter seinen lieblosenden Blicken Leben gewinnt. Das Spiel der Sada Yacco — ihr allmähliches Erwachen vor dem vergoldeten Wandschirm, die erst noch traumhaft besangenen und dann zu neuer vollerer Lebensfreiheit sich entfaltenden Bewegungen, das Hin und Her ihres Tanzes, endlich ihr Zurücksinken in hölzernen Unbesesstheit — alles war von seltsamster Anmut. Hier konnte man die feinsten Reize japanischer Kunst bewundern. Das sonstige Ueberbrett-Programme des Abends wies keine wesentlichen Aenderungen auf. — dt.

Humoristisches.

— **Polizeilich-Musikalisch.** Wachtmeister: „Guten Tag auch! Sie sind doch der neuernamte musikalische Sachverständige vor die Polizei. Wie heißen Sie doch gleich?“

Der Sachverständige: „Ich bin der königliche Hofkapellmeister Joseph Sacher und vom Polizeipräsidium zur Information berufen. Von meinem Gutachten wird es künftig abhängen, welche Musikstücke an gewissen Feiertagen zur Aufführung gelangen dürfen.“

Wachtmeister: „Na ja, da können Sie mir gleich mal informieren. Hier ist zum nächsten Feiertag so'n Stück angemeldet, det heeßt: „H-moll-Messe von Bach“, det werd'n wir wohl verbieten müssen.“

Sacher: „A, warum denn?“

Wachtmeister: „Na, id denke, so 'ne Messe det is doch 'ne Art Jahnmart, und Jahnmartsmusik det is doch Klimbim und Kaleita; det paßt sich doch nich an' Feiertag.“

Sacher: „Verlassen Sie sich darauf, es paßt durchaus.“

Wachtmeister: „Na, um hier will een Kapellmeister wat aus „Fidelio“ spielen, det is doch wol zu fidel?“

Sacher: „Ganz und gar nicht.“

Wachtmeister: „Aber hier hat een Chorverein den „Judas Maccabäus“ angemeldet, id denke doch, so 'ne jüdischen Sachen jehören nich uf 'n christlichen Feiertag.“

Sacher: „Machen Sie sich darüber keine Sorgen, dieses Wort darf ausgeführt werden.“

Wachtmeister: „Na, hören Sie, Sie erlauben aber auch allens! Mit so 'nen löderen Grundfäßen werden Sie als Sachverständiger bei uns nich velle Glück haben!“ —

(„Luft. Bl.“)

Notizen.

— Sully Prudhomme beabsichtigt den auf ihn gefallenen Nobelpreis für junge Autoren zu verwerthen, die nicht die Mittel besitzen, ihre Werke drucken zu lassen. —

— Saint-Saëns einaktiges Ballett „Favotte“ wird anfangs Januar im Opernhause aufgeführt werden. —

— Ueber „die Wörpsweder, ihr Leben und ihre Werke“ wird Fritz Stahl im Verein zur Förderung der Kunst (Würgerjaal des Rathhauses) am 16. Dezember, abends 8 1/2 Uhr, einen durch Lichtbilder illustrierten Vortrag halten. —

— Von den Meisterbildern fürs „Deutsche Haus“ (München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag) sind Blatt 19-24 erschienen. Die Serie enthält: Raffael, die sizilianische Madonna (Doppelblatt); Rembrandt, die Erwedung des Lazarus; Dürer, Hieronymus Holzschuher; Leonardo da Vinci, Mona Lisa; Michelangelo, die Erschaffung Adams. Jedes Blatt ist einzeln käuflich und kostet 25 Pfennige. —

— Der japanische Unterrichtsminister hat 27 Professoren und Assistenten an den Universitäten zu Tokio und Kioto, am Sapporo Rogallo, an der Handelsakademie, an höheren Lehrerseminar zu Tokio, an der Kunstschule und andren Instituten beauftragt, sich im Auslande weiter fortzubilden. Nach Deutschland werden davon 22 kommen. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist bis zu drei Jahren bemessen. —

t. Ein neues Kabel zwischen Amerika und England ist am Ende voriger Woche vollendet worden. Der Kabeldampfer „Faraday“ hat die letzte Strecke zwischen den Azoren und Irland für die Commercial Cable-Company gelegt. Es ist dies das vierte Kabel, das diese Gesellschaft zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten hat ausführen lassen. —